

ROMANIK

ROMANIK:

DIE BAUKUNST DES FRÜH- UND HOCHMITTELALTERS

Stefan M. Holzer

Dies ist ein provisorisches Skriptum. Für Abbildungen wird auf die Folien zur Vorlesung verwiesen. Quellennachweise und andere detaillierte Angaben folgen in der definitiven Version des Skriptums.

Die erhaltenen Baudenkmäler des Früh- und Hochmittelalters vermitteln uns ein ebenso selektives Bild des damaligen Baugeschehens wie die Tempel der alten Griechen: Vorwiegend sind noch monumentale Sakralbauten erhalten, ausserdem einzelne später meist stark veränderte Paläste und Burgen. Von der Alltagsarchitektur der Wohn- und Zweckbauten sowie von den Kirchenbauten geringeren Anspruchs hat sich hingegen kaum etwas erhalten oder es sind allenfalls archäologische Befunde fassbar. Dieser Überlieferungszustand ist darauf zurückzuführen, dass für die alltäglichen Bauten vorwiegend vergängliche Materialien wie Holz oder weniger dauerhafte Konstruktionen wie Bruchsteinmauerwerk eingesetzt wurden. Kleinere Sakralbauten wurden oft später erweitert oder durch grössere ersetzt, Wohngebäude verschwanden fast völlig, Wehrbauten wurden dem jeweils neuesten Stand der Festungstechnik angepasst, repräsentative Wohnbauten dem neuesten Wohnstandard angeglichen.

Trotz der heute nur noch begrenzten Überlieferung der früh- und hochmittelalterlichen Architektur hat diese jedoch weitreichende Spuren in den nachfolgenden Jahrhunderten hinterlassen und den Weg für viele spätere Errungenschaften geebnet. Nach dem Ende des römischen Reiches war in den Wirren der Völkerwanderungszeit vieles verlorengegangen: architektonische Konzepte, bautechnisches Wissen, handwerkliche Erfahrung und Routine in der praktischen Herstellung. Andererseits war der Wissensverlust nicht total. Lokal gab es immer einzelne Zentren, in denen das Bauwissen in erstaunlicher Kontinuität überlebte, und durch wandernde Spezialisten konnte solches aus der Antike hinübergerettetes Wissen auch an andere Orte verpflanzt werden. Neueste Forschungen zur karolingischen Baukonstruktion haben dies eindrucksvoll bestätigt. Ausserdem stand im Früh- und Hochmittelalter noch eine Vielzahl antiker Bauwerke weitgehend erhalten oder als aussagekräftige Ruine aufrecht; an solchen antiken Bauwerken liess sich gerade wegen des mindestens partiell ruinösen Zustands die Bautechnik hervorragend ablesen und konnte als Inspirationsquelle für Neubauten dienen, wenn nicht direkt der altrömische Bau durch Um- und Anbauten an den neuen Zweck angepasst werden konnte. Auch Spolien aus antiken Bauten wurden weiterhin gerne verwendet.

Mit der Regierungszeit der Herrscher Pippin d. J. (714–768) und Karl d. Gr. setzte im Kerngebiet Europas eine Konsolidierung der Herrschaftsverhältnisse ein – die sogenannte Karolingerzeit begann. Mit der Beruhigung der politischen Situation ging auch ein kultureller Aufschwung einher. Man orientierte sich dabei fast unweigerlich am grossen Vorbild des römischen Reiches (sogenannte «karolingische Renaissance»). In dieser Zeit – also im 8. und 9. Jahrhundert – entstanden wieder die ersten neuen Monumentalbauten. Zu den berühmtesten von ihnen zählen die Bauwerke der Kai-

serresidenz Karls d. Gr. in Aachen, insbesondere die bis heute erhaltene Pfalzkapelle, aber auch monumentale Klosterkirchen wie jene von Corvey an der Weser oder von Seligenstadt am Main. In der Schweiz ist der bedeutendste erhaltene Bau der Karolingerzeit die Abteikirche von Münstair GR mit zugehörigen zeitgleichen Nebengebäuden. Von zahlreichen zerstörten bedeutenden Bauwerken der Karolingerzeit wissen wir heute wenigstens dank bildlicher Quellen oder archäologischer Untersuchungen ganz gut Bescheid. Dies gilt vor allem für bedeutende Bischofs- und Klosterkirchen wie die Dome von Köln und Fulda oder die Pfalz von Ingelheim. Auch einzelne herausragende Kleinarchitekturen haben sich erhalten, so die Torhalle von Lorsch sowie Kapellen und Krypten.

Auf die karolingische Zeit folgte noch einmal eine unruhige Phase, die erst mit dem Sieg Ottos d. Gr. über die Ungarn auf dem Lechfeld südlich von Augsburg zu Ende ging. Otto war der Gründer des ottonischen Kaiserhauses. Mit den ottonischen (10. und frühes 11. Jh.) und salischen (11. Jh.) Kaisern (namentlich Konrad II., Heinrich II. und Heinrich III.) stabilisierte sich das römisch-deutsche Kaiserreich, mit den Kapetingern (11. Jh.) auch das französische Königtum, weiter im Westen das normannische Reich (Eroberung Englands 1066 durch Wilhelm den Eroberer). Mit dieser Klärung und Verstetigung der politischen Verhältnisse im Herzen Europas ging eine ungeahnte Blüte des Bauwesens einher. In dieser Zeit entstanden neben monumentalen «Kaiserdomen» wie in Speyer, Mainz und Worms auch zahlreiche monumentale Klosterkirchen, allen voran Cluny in Burgund (mehrere Bauphasen im 11. und frühen 12. Jh.), Bad Hersfeld und Limburg an der Haardt, Hirsau, Jumièges in der Normandie, normannische Kathedralen in England, sowie eine Vielzahl kleinerer Sakralbauten sowohl in Städten wie in Klöstern, darüber hinaus auch Burgen und Paläste. Das ausgehende 10. Jahrhundert und das 11. Jahrhundert sind die Zeit der sogenannten «Frühromanik». Um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert bildete sich die «Hochromanik» aus, deren wichtigste Errungenschaften die vollständige Wölbung der Sakralbauten sowie die systematische Ordnung der Grundrisse sind. Gleichzeitig entwickelte sich eine zunehmend reichere Ornamentik. Die Hochromanik geht im 12. Jahrhundert gleitend in die Spätromanik über. Die Architektur dieser Zeit (bis etwa 1250) folgt in weiten Teilen Europas weiterhin den in der Früh- und Hochromanik entwickelten Prinzipien, bereichert sie aber durch Errungenschaften der parallel (ab etwa 1150) in den französischen Kernlanden entstehenden Gotik (Spitzbögen, Rippengewölbe, Strebensysteme) sowie durch eine immer phantasievoller blühende Ornamentik (Figuralkapitelle, figürliche Portaltympana usw.). Die Spätromanik fällt im römisch-deutschen Kaiserreich etwa mit der Herrschaft der Stauferkaiser (u.a. Friedrich Barbarossa, Friedrich II.) zusammen.

Die architektonischen und bautechnischen Errungenschaften der Romanik sind über fast ganz Europa verbreitet. Bauwerke von Spanien bis Norwegen, von England bis Dalmatien weisen zahlreiche Gemeinsamkeiten auf, ebenso aber natürlich regionale Unterschiede. Für den westlichen Mittelmeerraum hat man anstelle der Begriffe «Frühromanik» und «Hoch-/Spätromanik» auch die Bezeichnungen «premier art roman» und «deuxième art roman» geprägt. Abgesehen von solchen stilistisch-kunsthistorischen Epochendefinitionen zeichnet sich in ganz Europa (mit Ausnahme Italiens) um 1100 der Übergang zu monumentalen Gewölbebauten ab. Im westlichen Mittelmeerraum (vor allem in Spanien) baute man jedoch auch schon vor 1100 vielerorts komplett eingewölbte Sakralbauten, diese jedoch meist in sehr kleinen Dimensionen, mit Tonnengewölben und mit spärlicher Belichtung (etwa Sant Ponç de Corbera, Sant Vicenç de Cardona und Sant Pere de Rodes in Katalonien).

800–1070: Karolingische Zeit, Vor- und Frühromanik

Die Epoche von der Kaiserkrönung Karls d. Gr. 800 bis um 1100 war, wie schon erläutert, eine Zeit des Wiederauflebens des monumentalen Kirchenbaus. Für die Sakralbauten des allerersten Ranges diente dabei vor allem ein einziges Bauwerk als leuchtendes Vorbild – die konstantinische Petersbasilika in Rom. Wie man in Rom ein einzigartiges Monument zu Ehren des Apostelfürsten Petrus errichtet hatte, so erbaute man nun – oft unter kaiserlichem Patronat oder mit direkter Förderung aus dem Umkreis des jeweiligen Herrschers – monumentale Grab- und Erinnerungsbauten auch für die «Apostel» und christlichen Märtyrer der Länder nördlich der Alpen. Als Beispiele seien die Kirche zu Ehren des heiligen Dionysius, des ersten Bischofs von Paris, in Saint-Denis, und die Grabkirchen für den «Apostel der Deutschen», Bonifatius, in Fulda sowie für den Bayern-Missionar Emmeram in Regensburg genannt.

Ausgehend von der Peterskirche in Rom entwickelte sich in karolingischer Zeit für Kirchenbauten höchsten Rangs der Typus einer dreischiffigen Basilika, deren Schiffe durch Arkaden auf Säulen miteinander verbunden waren. Wie bei der Peterskirche ist zwischen Langhaus und Apsis in der Regel ein weit ausladendes Querschiff eingeschoben. Alle Schiffe sind zunächst flach gedeckt. Im Gegensatz zum Petersdom weisen viele Kirchen der vor- und frühromanischen Zeit jedoch einen ausgeprägten Gegenpol zum Altarbereich mit der Apsis auf: Entweder ist auch das gegenüberliegende Ende des Langhauses apsidial geschlossen und besitzt ebenfalls eine Altarstelle («doppelchörige» Anlage), oder es steht der Baugruppe aus Querschiff und Apsis im Osten ein monumentaler turmartiger Baublock im Westen gegenüber, das sogenannte «Westwerk». Das Westwerk ist eine Errungenschaft der karolingischen Zeit. Es handelt sich dabei um die Keimzelle der späteren Turmfassaden. Das Westwerk ist immer ein mehrstöckiger Baukörper, der im Erdgeschoss eine Eingangshalle aufweist. Im Stockwerk darüber ist in der Regel ein kapellenartiger Raum vorhanden, der mit dem Mittelschiff der Kirche durch Arkaden oder weite Bogenstellungen in Verbindung steht. Die genaue Zweckbestimmung des Westwerks ist nicht ganz klar. Denkbar ist eine Nutzung als eine Art «Herrschaftsempore». An den Ecken des Westwerks sind in der Regel Wendeltreppen angeordnet, die den Zugang zum Kapellenraum im Obergeschoss ermöglichen. In Verbindung mit einer turmartigen Überhöhung des Kapellenraums entsteht so tendenziell eine der Kirche westlich vorgelagerte Dreiturmgruppe. Ausgehend von derartigen karolingischen Westwerken, für die ein herausragendes Beispiel namentlich in der ehemaligen Abteikirche von Corvey an der Weser erhalten ist, erhielten auch zahlreiche Kirchen der ottonischen und hoch- und spätromanischen Zeit architektonisch hochwirksame Dreiturmfassaden, namentlich St. Pantaleon in Köln (Ende 10. Jh.) und die spätromanische Abteikirche Maursmünster im Elsass.

Im Inneren der karolingischen und frühromanischen Säulenbasiliken sind die Altarbereiche in den Apsiden oft deutlich über das Niveau des Langhauses erhöht. Unter den Altarbereichen befinden sich dann Krypten. Diese Krypten waren zunächst kellerartige Gangsysteme, die den Zugang zu einem Raum mit dem Grab des Heiligen unter dem Hauptaltar ermöglichten. Oft führten diese Gänge ringförmig längs der Apsis bis zum Scheitel der Apsis und von dort weiter zum eigentlichen Grabraum mit dem Sarkophag unter dem Altar im Mittelpunkt der Apsis. Der eine der beiden Gangarme diente als Eingang, der andere als Ausgang. So konnten die Pilger in geregelter Form im «Einbahnverkehr» zum Heiligengrab gelangen und dabei in direkten Kontakt zu dem Verehrten treten. Aus den karolingischen Gangkrypten und den angeschlossenen, aus der frühchristlichen *confessio* entwickelten Grabräumen entwickelten sich rasch aufwen-

digere Kryptenanlagen, namentlich mehrschiffige gewölbte Raumsysteme, die auch in unmittelbarer Nähe des Sarkophages eine geregelte Führung der Pilger erlaubten. Herausragende Beispiele dafür sind die Krypten von Saint-Denis bei Paris, von Saint-Germain in Auxerre oder im Münster von Konstanz (alle 9. Jh.). Diese Krypten haben einen meist tonnengewölbten Mittelraum, mit dem seitliche, ebenso tonnengewölbte Nebenräume durch Arkaden in Verbindung stehen. In romanischer Zeit wurde die «Hallenkrypta» zur Regel. Dabei handelt es sich um einen meist dreischiffigen und dreijochigen, also im Grundriss quadratischen Raum, der durch Kreuzgratgewölbe auf Säulen überdeckt wird. Diese Gewölbe – meist von geringer Spannweite – tragen den Boden des darüber liegenden Altarraumes. Sie bereiteten den Boden für die Wiedergeburt der Wölbkunst im 11. Jahrhundert. Bedeutende Beispiele solcher Hallenkrypten sind die Krypten des Speyerer Domes, die Wolfgangskrypta von St. Emmeram in Regensburg, aber auch zahlreiche Krypten in Latium und der südlichen Toskana oder in Zentral- und Südfrankreich. An die Stelle der Erschließung der Krypta durch schmale Gänge vom Mittelschiff oder von den Seitenschiffen her traten dann auch gelegentlich direkt vom Mittelschiff zugängliche Krypten, wie man sie heute z. B. in San Zeno in Verona oder in San Miniato al Monte in Florenz (12. Jh.) antrifft.

Ein gutes Beispiel für eine anspruchsvolle karolingische Kirchenanlage nach Vorbild der Petersbasilika in Rom ist die durch Ausgrabungen und Bildquellen ganz gut rekonstruierbare karolingische Baugruppe der durch Abt Ratgar errichteten Bonifatiusbasilika in Fulda. Dieser Bau war doppelchörig angelegt. Der Eingang erfolgte wie bei der Petersbasilika von Osten her, und der Hauptaltar befand sich in einer Apsis am westlichen Ende des Kirchenbaus. Diese Apsis schloss an ein weit ausladendes Querschiff an. Unter ihr befand sich in einer Krypta das Bonifatiusgrab. Das Langhaus war vermutlich eine dreischiffige Säulenbasilika. Die Verwendung monolithischer Säulen als Stützen der Arkaden des Langhauses blieb bis zum Ende des 11. Jahrhunderts ein wesentliches Würdezeichen für Kirchenbauten allerhöchsten Ranges. Auch im Osten schloss die Kirche mit einer Apsis, die jedoch ohne zwischengeschaltetes Querhaus direkt ans Mittelschiff angebunden war. Östlich vor der Kirche lag ein weites Atrium, wie bei Alt St. Peter. Dieses war von der Ostseite her durch einen Eingangsbau mit Kapelle erschlossen. Im 11. Jahrhundert wurde die Ostfassade der Kirche durch zwei hohe Rundtürme akzentuiert.

Die Grundform der monumentalen Märtyrer- oder Apostelkirche wurde in reduzierter Form auch für kleinere Kirchen der Vor- und Frühromanik massgebend. So ist beispielsweise auch die kleine karolingische Kirche St. Justinus in Frankfurt-Höchst eine Säulenbasilika. Die herausragenden Kapitelle imitieren in vereinfachter Form korinthische Kapitelle. Das weit ausladende Querhaus von St. Peter mutiert bei den kleineren Kirchen oft zu einer Anordnung von drei voneinander weitgehend abgeschnürten, kapellenartigen quadratischen Räumen, deren jeder nach Osten mit einer Apsis oder einer anderen Altarstelle geschlossen ist, etwa in Höchst oder bei der Einhardsbasilika in Steinbach bei Michelstadt im Odenwald. Einen anschaulichen Eindruck von einem kleineren, dennoch nicht auf Monumentalität verzichtenden Kirchenbau des 10. Jahrhunderts vermittelt die mit einer reichen Freskenausstattung versehene Kirche St. Georg in Oberzell auf der Insel Reichenau im Bodensee. Auch hier gibt es einen über Krypta stark erhöhten Chorraum, der gegenüber den angrenzenden Raumkompartimenten stark eingeschnürt ist und sich zu den Apsiden öffnet, eine Westapsis und eine vorgelagerte Vorhalle.

Neben die Säulenbasilika tritt schon in der Karolingerzeit die Pfeilerbasilika. Bei diesem Bautypus ruhen die Arkaden zwischen Mittelschiff und

Seitenschiffen nicht auf Säulen, sondern auf schlichten gemauerten Pfeilern. Somit konnte man sich die teure Herstellung und den schwierigen Transport monolithischer Säulen sparen und den Anteil an Werkstein an der Gesamtkonstruktion minimieren. Aus Trommeln zusammengesetzte Säulen kommen übrigens in der vor- und frühromanischen Sakralarchitektur kaum vor.

Beispiele für architektonisch schlichte, aber dennoch anspruchsvolle Pfeilerbasiliken der Zeit bis um 1000 sind die karolingische Abteikirche Seligenstadt am Main und die kleine Klosterkirche in Schienen (Landkreis Konstanz) aus dem ausgehenden 10. Jh. Für diese Zeit der Frühromanik charakteristisch ist auch ein mehr oder weniger regelmässiger, rhythmischer Wechsel zwischen Säulen und Pfeilern. Besonders berühmt für einen solchen «Stützenwechsel» sind die Abteikirche St. Michael in Hildesheim (sogenannter sächsischer Stützenwechsel, auf einen Pfeiler folgen immer zwei Säulen) und die etwa gleichzeitig entstandene Stiftskirche St. Cyriakus von Quedlinburg im Harz.

Im 11. Jahrhundert ist eine Tendenz zur zunehmenden Systematisierung der Kirchengrundrisse zu konstatieren. Dies wird deutlich am Beispiel der Abteikirchen von Bad Hersfeld und Limburg an der Haardt (Pfalz). Die Abteikirche Bad Hersfeld (um 1050) – heute nur noch als Kirchenruine erhalten – knüpft geradezu demonstrativ an das Vorbild Alt St. Peter an, um den quasi kaiserlichen Rang zu unterstreichen. Charakteristisch ist das weit ausladende, ungeteilt durchlaufende Querhaus und das basilikale Langhaus mit seinen (heute verschwundenen) monolithischen Säulen. Neu ist die Erweiterung des Altarraums durch ein vor der Apsis eingeschobenes «Chor»-Joch. Dieser Raum bot in einer Klosterkirche wie Bad Hersfeld Platz für die Mönche in unmittelbarer Altarnähe. Im Westen ist die Kirche von Hersfeld durch ein von der karolingischen Architektur inspiriertes Westwerk geschlossen.

Bei der nahezu gleichzeitigen Kirche von Limburg an der Haardt (ebenfalls Ruine) ist das Querschiff durch weitgespannte Bögen in drei nahezu quadratische, gleich grosse Abschnitte zerlegt. Auch gegen den Chorraum – hier ohne Apsis, also im Osten rechteckig geschlossen – und gegen das Mittelschiff wird das mittlere Kompartiment des Querhauses durch Bögen begrenzt. Der Raum im Schnitt zwischen Mittel- und Querschiff bildet also eine sogenannte «Vierung», genauer gesagt eine «ausgeschiedene Vierung». Die ausgeschiedene Vierung wird nach allen vier Seiten durch gleich hohe und gleich breite Bögen gegen die anschliessenden Raumteile abgegrenzt. Auch in St. Michael in Hildesheim war eine solche ausgeschiedene Vierung schon vorhanden. Die ausgeschiedene Vierung ist eine Voraussetzung für das Entstehen der in der Romanik des 11. und 12. Jahrhunderts ausserordentlich beliebten Vierungstürme.

In der Kirche Limburg an der Haardt erlangt die Vierung jedoch noch grössere Bedeutung, da sie auch zum strukturierenden Element des Grundrisses wird. Der über einer Hallenkrypta erhöhte Chorraum ist genauso gross wie die Vierung, und auch die übrigen Abmessungen sind von geraden Vielfachen der Vierungsabmessungen abgeleitet. Besonders deutlich lässt sich das Vierungsquadrat als Grundrisseinheit an wenig späteren Bauten wie dem Münster Allerheiligen in Schaffhausen ablesen. Auch bedeutende weitere Säulenbasiliken der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wie die grosse Benediktinerabteikirche von Hirsau im Schwarzwald (heute Ruine), die oftmals von späteren Kirchen nachgeahmt wurde, waren in Grund- und Aufriss ähnlich wie das Schaffhauser Münster organisiert.

Im 11. Jahrhundert tritt an die Stelle der antikisierenden Kapitelle der Säulen, wie sie in der Karolingerzeit üblich waren, meist das sogenannte «Würfelkapitell». Das Würfelkapitell ist geradezu ein «Leitfossil» der

Architektur des 11. Jahrhunderts. Es hat die Form eines unten sphärisch abgeschnittenen Würfels, der über eine einfache Schräge und Deckplatte abgeschlossen wird. Die Basis der Säulen des 11. Jahrhunderts ist meist der «attischen Basis» der antik-ionischen Säulenordnung nachempfunden (Plinthe, Wulst-Kehle-Wulst).

Karolingische Bauten bestehen oft aus verputztem Bruchsteinmauerwerk oder anderem kleinsteinigem, leicht transportablem Material. Nur die Säulen und andere wichtige Gliederungselemente sind als sichtbare Werksteinteile ausgeführt. Eine neue Errungenschaft, die sich im 11. Jahrhundert nach und nach immer mehr durchsetzt, ist das Bauen mit sorgfältig bearbeitetem Werkstein. Werkstein ist mindestens an Pfeilern, Säulen, Kapitellen und Gesimsen zu sehen, manchmal auch an ganzen Wandflächen. Bei flächigen Bauteilen sind allerdings nur die Wandschalen aus Werkstein hergestellt, während das Innere der Mauern in der Regel aus wenig bearbeitetem Bruchstein mit viel Mörtel oder aus anderem minderwertigem Material besteht. Die «mehrschalige» Mauer ist ein Kennzeichen der gesamten mittelalterlichen Architektur, und das System der mehrschaligen Wand bleibt bis ins 19. Jahrhundert vielfach erhalten. Trotz der geringen Sorgfalt, die man der Konstruktion und Bearbeitung des Mauerwerks im Wandinneren zuwandte, sind sichtbare Steinoberflächen mittelalterlicher Bauten oft mit höchster Präzision bearbeitet. Verschiedene Techniken der Steinbearbeitung lösten sich dabei nacheinander ab. Der Wandel der Steinbearbeitung steht in engem Zusammenhang mit rationelleren Fertigungstechniken, sich wandelnden ästhetischen Ansprüchen, aber auch mit der Verfügbarkeit leicht bearbeitbaren Steinmaterials. Steinbearbeitungsspuren gestatten zuweilen eine präzise Datierung des jeweiligen Bauwerks oder Bauteils. Bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts überwog in der Werksteinarchitektur die Endbearbeitung der sichtbaren Steinoberflächen mit dem Spitzzeisen (Meissel) oder der Spitzhacke (Zweispitz). Durch sorgfältig kontrollierte Hiebführung bei Einsatz des Zweispitzes oder durch sorgfältiges Ansetzen des Spitzzeisens gelang es, dekorativ gespitzte Flächen mit regelmässigen Mustern zu erzeugen. Herausragende Beispiele dafür finden sich zum Beispiel an der Ruine Limburg an der Haardt, an der Kirche von Schienen oder an der Abteikirche St. Maria und Markus in Mittelzell auf der Insel Reichenau im Bodensee.

Neben den sorgfältig bearbeiteten Werksteinquadern blieben selbst am Bauten besonderen Rangs bis weit in das 11. Jahrhundert hinein jedoch auch Konstruktionen aus kleinformatischen und wenig bearbeiteten Steinen weit verbreitet. Bruchsteinmauerwerk war in der Regel verputzt. Alternativ dazu wurde der Fugenmörtel üppig aufgetragen und auf der Wandfläche verputzartig derart verrieben, dass nur noch die Stirnen der Bruchsteine sichtbar blieben («pietra rasa»). Die solcherart «halb» verputzten Bruchsteinmauern boten dem Niederschlagswasser weniger Zutritt und waren daher durchaus sehr haltbar. In den dick verriebenen Fugenmörtel wurden manchmal mit der Kelle Fugenstriche eingeritzt, so dass die Wand aus grösserer Entfernung den Eindruck eines Mauerwerks aus regelmässigeren Steinen erweckt.

Im 11. Jahrhundert entstanden charakteristische Wandgliederungselemente der Romanik, namentlich die Wandgliederung durch Lisenen und Blendarkaden sowie der Rundbogenfries. Erste Beispiele von Wandgliederungen durch flache, breite Wandvorlagen (Wandstreifen, «Lisenen»), die oben durch ebenso flache, der Wand aufgelegte Bogenblenden verbunden wurden, finden sich schon um 1000, zum Beispiel an St. Pantaleon in Köln oder an Saint-Denis in Lüttich und der St.-Servatiuskirche Maastricht. Möglicherweise waren römische Bauwerke wie die kaiserliche Palastaula in Trier dafür massgebende Vorbilder. Auch frühchristliche Bauwerke sind

gelegentlich schon mit einer ähnlichen Aussenwandgliederung ausgestattet.

Solche Blindbogengliederungen bereiteten vielleicht den Weg für die verbreitetste romanische Aussenwandgliederung überhaupt, den Rundbogenfries. Der Rundbogenfries zieht sich unter dem Traufgesims um den Bau oder untergliedert höhere Bauteile optisch in mehrere Stockwerke. Er besteht aus einer Reihe kleiner flacher, der Wand aufgelegter Bögen, die auf Konsolen ruhen. Von Zeit zu Zeit wird die Reihe dieser kleinen Bögen durch eine Wandfeldgliederung in Form einer Lisene unterbrochen. Oft wird über dem Rundbogenfries noch ein zweiter Fries angeordnet, entweder ein Zahnfries (auch als «deutsches Band» bezeichnet) oder eine schachbrettartig verzierte Schräge. Der ganz einfache Rundbogenfries tritt um Beispiel an den älteren Bauteilen des Doms von Speyer (2. Drittel des 11. Jh.) überall auf. Reichere Varianten sind dann ein Merkmal der Spätromanik, z. B. Rundbogenfriese mit ornamental gefüllten Bögen.

Neben den grossen Basiliken und Klosterkirchen hat die Zeit von den Karolingern bis um 1000 auch eine Reihe singulärer Bauwerke hervorgebracht, die sich nicht ganz einfach in ein Schema einordnen lassen. An erster Stelle steht hier selbstverständlich die Palastkapelle, die sich Karl d. Gr. in Aachen als Teil seiner Pfalz (Palastanlage) errichten liess. Es handelt sich um einen komplett gewölbten Bau, eine singuläre Erscheinung in der Architektur dieser Zeit. Der Kernbau ist ein achteckiger, schachtartig steiler Raum, der oben durch ein achtseitiges Klostergewölbe überdeckt ist und über die angrenzenden Bauteile herausragt, so dass er wie bei einer Basilika durch einen Obergaden belichtet werden kann. Dieser Raum wird ringsum durch einen doppelstöckigen Umgang umzogen. Im Erdgeschoss öffnet sich dieser Umgang wiederum wie bei einer Basilika mit breiten Arkaden zum Mittelraum; im Obergeschoss (Empore) sind ebensolche Arkaden vorhanden, diese jedoch sind durch eingestellte doppelstöckige Säulenstellungen quasi «vergittert». Die Architektur erinnert somit entfernt an frühchristliche Bauwerke wie die Kirche San Vitale in Ravenna und San Lorenzo in Mailand, ohne direkt auf diese Bezug zu nehmen. Ein besonderes Kunststück vollbrachten die Baumeister Karls des Grossen bei der Einwölbung der Umgänge des zentralen Oktogons: Aussen werden diese Umgänge durch eine sechzehneckige Mauer begrenzt, so dass sich in den Umgängen quadratische und dreieckige Gewölbefelder abwechseln. Die Viereckfelder wurden durch Kreuzgratgewölbe (unten) und steigende Tonnen (oben) überdeckt, die dreieckigen Zwickel durch reduzierte Gratgewölbe. Obwohl die Pfalzkapelle von Aachen ein singulärer Bau war, wurde sie bis um 1100 mehrfach kopiert, unter anderem in der Stiftskirche von Ottmarsheim im Elsass und – halbiert – vom Westbau des Essener Münsters.

Ein weiterer ungewöhnlicher karolingischer Bau ist die Klosterkirche von Müstair (Graubünden). Diese Kirche wurde als ganz schlichter rechteckiger Saal errichtet, an dessen östliche Schmalseite direkt nebeneinander drei Apsiden angeschlossen sind. Der Typus ist im Alpenraum einst weit verbreitet gewesen. In kleinerer Ausführung kann er auch noch in Mistail (Albulatal) bewundert werden, und einst gab es weitere ähnliche Bauten im Alpenraum, z. B. in Disentis und beim Schloss Tirol. Bemerkenswert ist bei allen diesen Bauten, dass die lichte Weite der Innenräume beträchtlich war (in Müstair um 12 m). Die Innenräume waren nicht gewölbt, sondern mit flacher Decke geschlossen. Um derart beachtliche Spannweiten überbrücken zu können, müssen die karolingischen Zimmerleute erhebliche technische Fähigkeiten besessen haben. Leider ist kein einziges zugehöriges karolingisches Dachwerk erhalten. In Mistail findet man heute eine Dachkonstruktion und Decke des 17. Jahrhunderts, während in Müstair der Saal in der Spätgotik durch nachträglich eingestellte Pfeiler in eine dreischiffige Halle verwandelt und eingewölbt wurde. Auch das Dach von Müstair

entstammt der spätgotischen Epoche. Berühmt ist Müstair für die aus der karolingischen Bauzeit stammenden Fresken, die das Bauwerk zum wichtigsten Denkmal der karolingischen Kunst in der Schweiz machen. Die benachbarte, gleichzeitig entstandene Heiligkreuzkapelle ist ebenfalls ein kleiner Rechtecksaal, der am östlichen Ende durch drei kleeblattartig anstossende Apsiden erweitert ist. Dieser Bau ist ein früher Beleg für die Aussenwandgliederung durch flache Rundbogenblenden.

Speyer und die Wiederentdeckung des monumentalen Gewölbebaus

Wenn sich Karl der Grosse in seiner Aachener Palastkapelle einen vollständig gewölbten Raum sozusagen ohne ein einziges Stück Holz bauen konnte, so zeugte das von seiner imperialen Macht. Die Grösse des Baus musste allerdings recht bescheiden bleiben. Bei den Grosskirchen der Karolingerzeit und den direkt an sie anknüpfenden Basiliken des 11. Jahrhunderts war hingegen an eine Einwölbung nicht zu denken: Viel zu gering waren die Mauerstärken der Obergaden- und Seitenschiffswände, und es fehlten die Auflager, um entsprechende Gewölbeanfänger aufnehmen zu können, und die Strebepfeiler, die den Gewölbeschub hätten ableiten können. Ausserdem und vor allem fehlte aber auch die Technologie des römischen Gewölbebaus: Die Römer hatten massive Baukörper grosser Wandstärke und Gewölbe grosser Dicke mit dem unregelmäßig geschütteten Bruchsteinmauerwerk ihres *opus caementicium* errichtet. Ermöglicht wurde diese Bauweise durch die Verfügbarkeit hydraulischer Bindemittel, d.h. von Mörtel, der auch ohne Luftzutritt erhärtete. Mit dem im Mittelalter fast allein verfügbaren «Luftkalkmörtel», dessen Bindemittel Kalk ohne den Zutritt des atmosphärischen Kohlendioxids nie fest wird, war eine solche Bauweise nicht möglich – weder bei den Wänden noch bei den Gewölben. Bei grossen Wandstärken hätte es viel zu lange gedauert, bis das Kohlendioxid der Atmosphäre im Kern der Konstruktion angekommen wäre. Zwar baute man trotzdem Mauern grosser Wandstärke, doch verliess man sich bei diesen mehr auf die Tragfähigkeit der Wandschalen aus Werkstein als auf den vergleichsweise wenig tragfähigen Mauerkerne aus mörtelreichem Bruchsteinmauerwerk. Der Gewölbebau musste daher für die neuen Materialien – kleine, vielleicht ansatzweise bearbeitete Bruchsteine oder Handquader, später Ziegelsteine, Kalkmörtel – neu erfunden werden.

Als Vorbild standen natürlich immer noch die gewölbten kaiserlichen Monumentalbauten der Römerzeit vor Augen. Es liegt auch nahe, dass man trotz der inzwischen weitgehend verlorenen Kenntnisse über hydraulische Mörtel auch konstruktiv auf die antiken Bauwerke schielte. Trotzdem musste man aufgrund der jahrhundertelangen Lücke in der Tradition des Wissens zum Gewölbebau zunächst vorsichtig einen Neubeginn wagen.

Der Bau, an dem sich die Revolution des mittelalterlichen Gewölbebaus vollzog, war der Kaiserdom von Speyer. Geplant als dynastisches Monument der salischen Kaiser und zu deren Grablege bestimmt, begann man um 1027 mit einem Riesenbauwerk, das alles Vorangegangene in den Schatten stellte. Die gesamte Ostpartie des Domes – Apsis, Chorquadrat und die drei quadratischen Teilräume des östlichen Querhauses – wurde zunächst mit einer wahrhaft riesigen Krypta unterbaut. Diese zerfällt in vier Abschnitte, die alle in Form einer dreischiffigen und dreijochigen Hallenkrypta gestaltet sind, deren Kreuzgratgewölbe auf aus Trommeln aufgeschichteten Säulen mit Würfelkapitellen ruhen. Voneinander sind die quadratischen Gewölbefelder der Krypta durch Gurtbögen getrennt. Mit der Krypta erwarben sich die Baumeister des Speyerer Domes Fähigkeiten, die sie in die Lage versetzten, auch an dem aufgehenden Bauwerk ernsthaft über eine vollständige Wölbung nachzudenken. Zunächst wurde eine durchgängige Wölbung

mit Kreuzgratgewölben aber nur in den Seitenschiffen realisiert. Die Seitenschiffe des Speyerer Domes haben allerdings Abmessungen, die jenen des Mittelschiffes kleinerer Bauwerke keineswegs nachsteht.

Ermöglicht wurde die Wölbung der Schiffe durch Verzicht auf die Wahl einer Säulenbasilika. Der Speyerer Dom weist als Stützen der Arkaden zwischen den Schiffen überall massive Pfeiler auf. Zudem ist die Wandstärke der Hochschiffswände auf ein Mass gebracht, das Einwölbung auch ohne äussere Strebepfeiler ermöglichen sollte. Um mit den gewaltigen Mauermassen auch gestalterisch umgehen zu können, übertrug man in Speyer die bis dahin etablierte Wandgliederung mit flachen Wandvorlagen und Bogenblenden auch auf das Innere. Das Mittelschiff des Domes präsentierte sich gewissermassen auch nach innen hin mit einer Aussenfassade. In zwei Schichten – flache, breite Wandstreifen, dann Halbsäulen – legte sich eine Blendbogengliederung vor die Wandfläche. Sie stieg von Boden bis zu den Obergadenfenstern auf und umgriff letztere. Somit war zum ersten Mal die Anordnung der Fenster im Obergaden in strikte, unauflösbare Korrespondenz zum Rhythmus der Scheidarkaden gebracht.

Im Grundrisschema ist der Dom von Speyer verwandt mit den gleichzeitigen Säulenbasilikalen: Limburg an der Haardt, Bad Hersfeld. Allerdings ist die Vierung von Anfang an als ausgeschiedene Vierung konzipiert worden. Ausserdem ist der Bau überall mit Türmen bewehrt: Es gibt zwei Chorflankentürme im Osten, wohl zwei Türme im Westen und einen westwerkähnlichen Baublock als westlichen Abschluss. Auch die Vierung sollte wahrscheinlich von Anfang an durch einen Turm überhöht werden.

Bei den weiträumigen Mittel- und Querschiffen verzichtete man zunächst auf eine Einwölbung. Angesichts von rund 13 m Lichtweite schreckte man wohl vor einem solchen technischen Wagnis noch zurück. So präsentierte sich der 1061 vollendete Bau (Speyer I) als monumentaler Raum mit flachgedecktem Mittelschiff und kreuzgratgewölbten Seitenschiffen. Nur das Chorjoch zwischen den beiden als Widerlager fungierenden östlichen Flankentürmen und die Apsis waren gewölbt. Im Chorjoch realisierte man dabei ein Tonnengewölbe.

Die grossen Wandstärken des Baus vom Fundament bis zur Mauerkrone lassen vermuten, dass man von Anfang an von einer vollständigen Wölbung geträumt hatte. Realisiert wurde diese aber erst in einer zweiten Bauphase (etwa 1080–1110, Speyer II). Dabei erwies es sich als sehr günstig, dass man von Anfang an das Mittelschiff des Langhauses als Reihung von sechs ungefähr quadratischen (leicht querrrechteckigen) Raumeinheiten von der Grösse der Vierung konzipiert hatte und dass die Seitenschiffe etwa halb so breit waren wie das Mittelschiff. Somit entsprachen jeweils zwei aufeinanderfolgende Joche des Seitenschiffes einer Einheit des Mittelschiffs. Die sechs Raumeinheiten des Mittelschiffs wurden nun durch sechs kuppelig überhöhte Kreuzgratgewölbe überdeckt. Dazu verstärkte man allerdings zunächst jeden zweiten Pfeiler des Langhauses auf der Seite des Mittelschiffs durch eine weitere Schicht mit Halbsäulenvorlage. Aus der ursprünglich gleichförmigen Reihe der Blendbögen der Wandgliederung wurde nun eine Abfolge von Doppeljochen. Die Korrespondenz eines ungefähr quadratischen Joches im Mittelschiff mit je zwei Jochen im Seitenschiff sollte in der Hoch- und Spätromanik (als sogenanntes «gebundenes System») zu einer Standardlösung für die Konzeption vollständig gewölbter dreischiffiger basilikalischer Kirchenbauten werden. Die Gewölbe des Speyerer Domes sind als vergleichsweise dickschalige Bruchsteinkonstruktionen ausgeführt (ca. 60 cm Schalendicke), also dünner als die antiken Vorbilder, aber dicker als spätere mittelalterliche und frühneuzeitliche Wölbungen.

Etwa gleichzeitig zu Speyer entstanden auch im französischen Sprachraum die ersten komplett gewölbten Monumentalbauten. Ein besonders

gut erhaltenes und wertvolles Beispiel ist die ehemalige Abteikirche von Payerne VD. Wie auch bei den anderen französischen Kirchen, so ist auch in Payerne kein gebundenes System verwirklicht. Vielmehr verband man die Kreuzgratgewölbe im Seitenschiff hier meist mit einer durchgehenden Tonne im Mittelschiff (wie vielleicht auch schon bei der etwa gleichzeitigen Abteikirche Cluny II). Auch in Payerne und in anderen französischen Bauwerken ging die Wölbung mit der Verwendung massiver Pfeiler in den Scheidarkaden einher. In ganz Frankreich breitete sich die Wölbung mit Tonnen im Mittelschiff im 12. Jahrhundert aus. Die frühen Beispiele wie St. Etienne in Nevers (Basilika mit Emporen, um 1100) haben noch eine rundbogige Tonne, während man vor allem in Burgund, aber auch in Südfrankreich im 12. Jahrhundert die Verwendung einer Tonne mit spitzbogigem Profil bevorzugte (Autun, Kathedrale; Paray-le-Monial, Abteikirche; Cluny, Abteikirche III; Arles, Saint-Trophime).

Bei vielen französischen Kirchen des 12. Jahrhunderts sind über den Seitenschiffen noch Emporen angeordnet, die sich mit Arkaden zum Mittelschiff öffnen. Dann ist das Mittelschiff zwischen fast genau so hohe Seitenschiffe eingebettet. Die Wölbung der Empore kann als Widerlager für das Mittelschiffsgewölbe fungieren. Diesem Schema entsprechen zum Beispiel die Pilgerkirchen am Jakobsweg und die Kloster- und Wallfahrtskirchen Zentralfrankreichs, etwa Saint-Nectaire in der Auvergne oder Sainte-Foy in Conques und auch die monumentale Abtei- und Pilgerkirche Saint-Sernin in Toulouse. Durch die Emporen und die Seitenschiffe kann dann nur indirektes Licht in das Mittelschiff gebracht werden.

Auch bei basilikaler Überhöhung des Mittelschiffs ist es bei Tonnenwölbung schwierig, für ausreichende Belichtung des Mittelschiffes zu sorgen. In Einzelfällen griff man daher in Frankreich auch zu ganz ausgefallenen Lösungen. Bemerkenswert ist die frühe, aus derselben Zeit wie die Speyerer Mittelschiffsgewölbe stammende Wölbung der Abteikirche Tournus (Burgund), bei der man durch grosse Bögen zwischen jedem Stützenpaar im Mittelschiff querrrechteckige Joche ausbildete und diese dann durch quer zur Schiffsachse orientierte rundbogige Tonnen überdeckte. Tournus ist der bedeutendste komplett gewölbte Bau Frankreichs aus dem 11. Jahrhundert und einer der ersten komplett gewölbten Kirchenbauten überhaupt, blieb aber wegen der doch sehr eigenartigen Konstruktion ohne Nachfolge und konnte daher keine vergleichbare Revolution der Architektur auslösen wie Speyer II. Letztlich wurde in Frankreich das Problem einer adäquaten Belichtung des Mittelschiffs erst durch die gotische Baukunst gelöst.

Auch im Aussenbau läutete Speyer II die Hoch- und Spätromanik ein. Unter den Dachansätzen des Baus verlaufen rings herum kleine Laufgänge mit auf Säulchen gestützten Arkaden, sogenannte «Zwerggalerien». An den Fenstern und Gesimsen breitet sich reicher plastischer Schmuck aus. Im Inneren sind die Kapitelle entweder Würfelkapitelle oder frei nachempfundene Kopien antiker korinthischer Kapitelle.

In der Gesamtdisposition der Kirchenbauten entwickeln sich ab dem späten 11. Jahrhundert ebenfalls neue Grundrisstypen. Ausgeschiedene Vierung, gebundenes System, Chorjoch und Westturmfassaden werden nun Standard. Die Mittellapsis des Chores wird teils durch gestaffelt angeordnete Nebenapsiden an der östlichen Querhauswand, teils durch «Nebenchöre» in Fortsetzung der Seitenschiffe begleitet. In Frankreich werden sehr oft die Seitenschiffe als «Chorumgang» ringförmig um die Mittellapsis herumgeführt, so dass auch der Altarraum basilikalen Querschnitt erhält. Besonders bei Pilgerkirchen ist diese Disposition häufig, da sie den Besuchern den Rundgang um den Altar mit den Reliquien des Heiligen erlaubt. Am Chorumgang werden ausserdem nach aussen hin oftmals Kapellen angeordnet, die die individuelle Messfeier in kleinem Kreise ermöglichen.

Hoch- und Spätromanik (1070 – 1250)

In der Architektur der Hoch- und Spätromanik werden die gegen Ende des 11. Jahrhunderts entwickelten Systeme weitergetragen, ohne dass eine grundlegende Fortentwicklung stattfindet. Vielmehr ist vor allem eine zunehmend reiche und differenzierte Wandgliederung (vor allem aussen) und eine dekorative Ausbildung von Öffnungen (Portale, Fenster, Schallarkaden an Türmen) zu konstatieren. Der Gesamtbau wirkt durch sorgfältige Proportion der einzelnen, klaren Baukörper, oftmals auch durch Ausführung in sorgfältig bearbeitetem Werkstein. Die Bearbeitungstechnik des Werksteins ist nun meist durch eine abschliessende Glättung der sichtbaren Quaderoberflächen mit dem Beil (sogenannte «Glattfläche») charakterisiert, die ein sehr gleichmässiges, aber dennoch lebendig strukturiertes Oberflächengesamtbild ergibt.

Herausragende Beispiele der ausgewogenen Proportionierung, der Steinbearbeitung und dekorativen Plastik sind etwa in der oberrheinischen Romanik zu finden, in Murbach/Elsass, Maursmünster/Elsass, aber auch rheinabwärts in Maria Laach/Eifel und Köln. Das gebundene System – oft auch mit Säulen als Arkadenstütze in der Jochmitte – wird allgegenwärtig. Gegen Mitte des 12. Jahrhunderts kommt neben dem bis dahin dominieren Kreuzgratgewölbe auch das Kreuzgewölbe mit diagonal angeordneten Bandrippen auf. Grund für die Anordnung solcher Bandrippen war wohl zunächst primär die Kaschierung der nur unter Schwierigkeiten präzise auszuführenden Verschneidung der Gewölbekappen an den Kreuzgraten. Errichtete man zunächst auf einem Lehrbogen präzise kreisförmig verlaufende Rippenbögen aus Werkstein über den Diagonalen, so konnte man die vergleichsweise «amorphen» Gewölbekappen nachher relativ sorglos in Bruchstein ausführen und verputzen und erhielt so ein sehr ansprechendes, exakt wirkendes Gesamtbild. Durch die Kombination rundbogiger Gurt- und Schildbögen (quer zum Schiff und an den Mittelschiffswänden) mit ebenfalls halbkreisförmigen diagonalen Bandrippen ergaben sich Kreuzgewölbe, die nicht als Verschneidung zweier Tonnengewölbe gedeutet werden können, sondern sich einer kuppelig überhöhten Form annähern. Die Mauerung solcher kuppeliger Gewölbe konnte im Einzelfall sogar in Ringschichten ausgeführt werden, was später den Weg zur Wölbung ohne Flächenschalung bereiten sollte. Auf jeden Fall waren die kuppelig geformten Kreuzgewölbe mit Bandrippen, die sich im 12. Jahrhundert in verschiedenen Gebieten Europas etablierten (Lombardei, Latium, Oberrheingebiet), auch statisch günstig.

Mit der Einführung des Bandrippengewölbes ist der Keim zu neuen Entwicklungen gelegt. Einer konstruktiven und architektonischen Logik entsprechend müssen die Kreuzrippen wie die Gurt- und Schildrippen ein Auflager finden und möglichst durch eine Wandvorlage (Halbsäule, Lisene oder Wandstreifen) getragen werden. Bei der Vorlage in den Ecken des Gewölbejoches entsteht dann sofort die Frage, ob das zugehörige Kapitell diagonal oder orthogonal zu den Bauwerksachsen ausgerichtet werden soll. Führt man die Wandvorlage bis zum Boden herunter, bildet sich nach und nach ein das ganze Bauwerk erfassendes System von Stütze und Arkade aus.

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstehen Meisterwerke der Spätromanik wie der Dom von Worms. Überhaupt ist das Rheinland eines der Kerngebiete der Hoch- und Spätromanik im deutschen Sprachraum (Köln, Bonn, Brauweiler, Mainz, Elsass, Baden). Nunmehr sind Kreuzgewölbe mit diagonalen Bandrippen allgegenwärtig. Stellenweise ermöglicht der Spitzbogen auch schon die Einwölbung rechteckiger oder verzogener Grundrisse, ohne dass das Gewölbe notwendigerweise kuppelig überhöht sein muss. Generell ist der Spitzbogen nun häufiger anzutreffen. Sowohl die den ganzen Bau erfassende Systematisierung von Stütze und Last,

die Differenzierung der Stützen als auch die Einwölbung komplizierterer Grundrisse sind auch als Verarbeitung der Einflüsse der sich seit etwa 1150 im französischen Kernland entwickelnden Gotik zu sehen. Gleichzeitig setzt sich in der Endbearbeitung der sichtbaren Steinoberflächen ein neues und effizienteres Werkzeug durch, das ebenfalls eng mit der französischen Frühgotik verbunden ist, die Zahnfläche (Beil mit gezahnter Schneide). Im Oberrheingebiet sind die Spuren dieses neuen Werkzeugs zum Beispiel zum ersten Mal am Dom zu Worms kurz nach der Mitte des 12. Jahrhunderts anzutreffen. In der Schweiz sind die wichtigsten Bauwerke der bereits durch die Gotik beeinflussten Spätromanik das Münster von Basel und die Kathedrale von Chur. In Deutschland markiert der Dom von Limburg/Lahn die letzte Spätromanik. Hier wird im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts fast der gesamte Formenkanon der französischen Frühgotik (Kathedrale von Laon!) übernommen, wobei das Gesamtbild des Baus dennoch eindeutig romanisch geprägt bleibt. Ähnlich stellen sich auch die etwa gleichzeitig fertiggestellten Dome von Bamberg und Naumburg dar.

Aus der Stauferzeit sind neben Sakralbauten auch etliche Profanbauten erhalten. Allerdings handelt es sich bei den hie und da anzutreffenden «romanischen Häusern» (graues Haus in Winkel/Rhein, romanisches Haus Gelnhausen und dergleichen) keineswegs um gewöhnliche Wohnbauten, sondern um Repräsentationsbauten höchsten Anspruchs. Kaum jemand konnte sich eine steinerne Wohnung leisten. Vielmehr sind diese Häuser mit Werkstein-Architekturelementen in eine Reihe zu stellen mit den Repräsentationsräumen von Burgen und kaiserlichen Pfalzen (Kaiserpfalz Gelnhausen, Pfalz Seligenstadt, Burg Münzenberg, Burg Rappoltstein/Elsass, Wartburg bei Eisenach). Auch an diesen Profanbauten sind aus der Sakralarchitektur entlehnte Elemente wie Arkadenreihen auf Säulchen, Bi- und Triforienfenster und andere Schmuckmotive anzutreffen.

Die Bauornamentik der staufischen Zeit greift auf die im 11. Jahrhundert entwickelten Grundmodelle des antikischen Kapitells und des Würfelkapitells zurück, bereichert sie aber durch Dekoration. So sind Blattkapitelle mit figürlichen Zutatzen (z. B. Adlerköpfe anstelle der Eckvoluten) ebenso verbreitet wie gänzlich figürlich gestaltete «erzählende Kapitelle» (Historienkapitelle), Palmetten-, Zahn-, Schachbrett-, Röllchen- und Rundbogenfriese verschiedenster Form (auch mit kleeblattförmigen Bögen), Dekoration mit abwechselnden Steinschichten verschiedener Farbe, aus dem Würfelkapitell entwickelte Doppelschildkapitelle mit geometrischer Dekoration und allerhand mehr.

Romanik – ein europaweites Phänomen

Wie schon gesagt, handelt es sich bei der Romanik um ein gesamteuropäisches, aber dennoch facettenreiches Phänomen. Der Dom von Lund in Norwegen ist ebenso romanisch wie die Kirchen Nord- und Westspaniens und weist dieselben Lisenen- und Rundbogengliederungen auf. Die normannischen Kathedralen Englands und die normannischen Kirchen auf Sizilien sind ebenso Erscheinungsformen der Romanik wie die im vorliegenden Skript schwerpunktmässig behandelten Sakralbauten im Einzugsgebiet des Rheines. Zentren der romanischen Architektur lagen auch in Süd- und Südwestfrankreich. Zu Romanik gehört auch eine Vielzahl von Architekturbildern, die im vorliegenden Skript nicht behandelt werden können: Kuppelkirchen in Aquitanien, Hallenkirchen im Poitou oder in Westfalen, Backsteinbauten in der Lombardei und im Ostseeraum.

Bemerkenswert ist aber auf jeden Fall, wie wenig letztlich Italien an den technischen und architektonischen Errungenschaften der Hochromanik partizipierte. Die italienische Baukunst der Romanik setzt fast bruchlos

die Traditionsstränge fort, die schon in der Spätantike begründet worden waren. In der Stadt Rom etwa unterscheiden sich Kirchenbauten der Karolingerzeit oder der Romanik nur marginal von den spätantiken Vorbildern: Es handelt sich fast durchwegs um dreischiffige, ohne Querhaus angelegte Basiliken mit Säulenarkaden und Flachdecke in allen drei Schiffen. Allenfalls sind einmal Emporen über den Seitenschiffen vorhanden. Dem genannten Modell entsprechen die noch in vorromanischer Zeit entstandenen Kirchen Santi Quattro Coronati, die Basilika Santa Maria in Domnica, Santa Maria in Cosmedin ebenso wie die der «Hochromanik» entsprechenden Kirchen Santa Maria in Trastevere oder Santa Maria in Aracoeli und San Clemente. Auch ausserhalb Roms hielt man bis ins 13. Jahrhundert zumeist an den Bautypen der Spätantike fest, etwa bei den Kirchen von Tuscania (Latium) und selbst bei aufwendigen Kathedralen wie in Ancona oder Pisa, die lediglich aus der Aneinandersetzung mehrerer Kirchenkörper des spätantiken Typs gebildet wurden. Von Florenz bis Palermo und Sardinien blieben diese Architekturtypen verbindlich. Damit war in Italien eine architektonische Kontinuität gesichert, die im 15. Jahrhundert die «Wiedererweckung» der antiken Architektursysteme erleichtern sollte.

Im übrigen Europa wurde die dortige Romanik mit ihren auf grossen Wandstärken, in Schichten aufgelösten Wänden, schweren Gewölben und imposanten Gesamtkompositionen beruhenden Sakralbauten im Verlauf des Jahrhunderts 1150–1250 fast überall durch die Gotik abgelöst, wobei auch bei noch ganz romanisch konzipierten Bauten einzelne gotische Konstruktions-, Dekorations- und Gliederungselemente Einzug halten. Ab etwa 1250 baut man dann in ganz Europa ausser Italien fast rein «gotisch».

DAS KLOSTER

Martin Gantner

Viele Religionen kennen das monastische Leben als besondere Form der Askese und Gläubigkeit. Für das Christentum spielte sowohl die eremitische Lebensform (Einsiedler), als auch die zönotische (gemeinschaftliches Leben) eine wichtige Rolle. Das folgende Skript behandelt die allgemeine Entwicklung der klösterlichen Männerkonvente vom Aufkommen der benediktinischen Regel bis zu den spätmittelalterlichen Bettelorden mit einer kurzen Einführung in die Geschichte des frühen Mönchtums. Der Fokus liegt dabei auf dem Gebiet Mitteleuropas. Obwohl Frauenklöster seit jeher eine bedeutende Rolle spielen, werden sie hier nicht behandelt. Die Erläuterung der architektonischen und institutionellen Anpassungen, um die Verwaltung und vor allem die Liturgie von Frauenklöstern zu gewährleisten, würde den Rahmen dieser allgemeinen Einführung sprengen. Ebenfalls nicht behandelt werden die Organisationsformen des Stiftes (Klerikergemeinschaften, Domkapitel, Damenstifte etc.) und eremitisch geprägte Bewegungen wie die Kartäuser.

Geschichte des Mönchtums bis Benedikt von Nursia

Seinen Anfang hat das christliche Mönchtum in Syrien und Ägypten, wo sich im 3. und 4. Jahrhundert erste Eremiten in die Wüste zurückziehen (sog. «Wüstenväter») und schnell Nachahmer finden. Für diese Eremitenkolonien, die als Selbstversorger lebten, sind bereits erste Regeltexte überliefert, in denen man sich mit dem asketischen Leben auseinandersetzt. Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts finden nach diesem Vorbild erste Klostergründungen auf dem europäischen Festland, genauer in Gallien, statt. Diese sind bereits mit einer festen Regel ausgestattet, welche auf Texten des Wüstenvaters Johannes Cassian beruht, jedoch bereits mit zahlreichen Ergänzungen und Anpassungen versehen ist. Das Gallische Mönchtum findet allmähliche Verbreitung. Mit dem Zusammenbruch des weströmischen Reiches werden die meisten Klöster jedoch aufgegeben. Ab dem späten 6. Jahrhundert sind die angelsächsische und iro-schottische Wandermönche nicht nur für die Christianisierung wichtig, auf sie gehen auch frühe Klostergründungen im heutigen Frankreich, Deutschland, Italien und der Schweiz zurück. Die bedeutendsten iro-schottischen Missionare sind für die Schweiz, Süddeutschland und Ostfrankreich die Heiligen Gallus, Kolumban und Eustasius.

Um 500 wird ein Eremit namens Benedikt von Nursia fassbar, der sich in die Berge östlich von Rom nach Subiaco zurückzieht und schnell eine kleine Gruppe Nachahmer um sich schart. Um 530 übersiedelt die Gruppe weiter nach Süden, wo sie auf dem Berg bei Cassino, dem Montecassino, eines der bedeutendsten abendländischen Klöster gründen. Benedikt verfasst eine Mönchsregel, die sogenannte Benediktsregel. Diese orientiert sich ebenfalls an den bekannten spätantiken Texten und wird das abendländische Mönchtum in der Folge entscheidend prägen. Wie bereits bei den Wüstenvätern werden die Ortsgebundenheit (*stabilitas loci*) der Mönche, die Ehelosigkeit, die Armut und der Gehorsam festgeschrieben. Entscheidend ist, dass Benedikt ausdrücklich fordert, die Regel an die jeweiligen Begebenheiten anzupassen. Diese ortsspezifischen Unterschiede sind auch

für alle späteren Konvente bezeichnend. Im Mittelalter spricht man bei geografischen Anpassungen, jedoch vielmehr bei Unterschieden, was die Gepflogenheit des Konventes betrifft, von *consuetudines* (Gewohnheiten). Die benediktinische Regel findet ab dem 7. Jahrhundert rasche Verbreitung auch nördlich der Alpen, wo sie zunächst meist mit der äusserst asketisch geprägten Kolumbansregel vermischt und als *regula mixta* gelebt wird. Im Zuge des Einfalls des Langobarden nach Italien im Jahr 577, flüchtet Benedikt mit seinen Mönchen nach Rom, wo sich in der direkten Folge jedoch keine benediktinische Klostertradition entwickelt.

Die Benediktsregel und frühe Klosteranlagen

Die Benediktsregel wird meist mit dem lateinischen «*ora et labora*» (lat. imperativ: bete und arbeite) zusammengefasst. In der Tat spielen das gemeinsame Stundengebet zur 1., 3., 6., 9. und 12. Stunde des Tages sowie um Mitternacht neben der Arbeit (körperliche Arbeit im Garten oder der Küche und geistige Arbeit, wie das Kopieren von Bibeltexten oder anderen Handschriften) sowie die Kontemplation und die Meditation im akribisch festgelegten Tagesablauf der Mönche eine wichtige Rolle. Jedem Kloster steht ein Abt (lat. *abbas*) vor, der einerseits die Geschicke des Konvents leitet, andererseits die Einhaltung der Klosterregeln überwacht.

Über das Aussehen der frühen Klöster und ihre Disposition geben nur wenige archäologische Befunde und einige Schriftquellen Auskunft. Man muss sich einen eigeschossigen steinernen Gebäudekomplex aus Kirche, Wohn- und Arbeitsgebäuden sowie Wirtschaftsbauten vorstellen. Der gemeinsame Schlafraum (*Dormitorium*) soll direkt mit der Kapelle oder Kirche verbunden sein. Von einem Kreuzgang, wie er sich später als zentrales Element einer Klosteranlage bereits etabliert hat, ist bei den frühen Texten nirgends die Rede. Über das Aussehen der Kapelle oder der Kirche haben wir in der frühesten Phase nur wenige konkrete Kenntnisse. Im Allgemeinen müssen wir uns einen einfachen Saalbau mit eigezogener Apsis vorstellen, wie er für das Kloster Romainmôtier (VD) ergraben ist.

Merowingische Adelsgründungen und die Karolingische «Renaissance»

Das frühe Mönchtum ist eine Laienbewegung und bis zum 11. Jh. sind Laien, das heisst nicht zum Priester geweihte Männer, als Äbte keine Seltenheit. Hauptabsicht einer Klostergründung, meist von Adligen oder Bischöfen initiiert, ist seit jeher das Schaffen einer eigenen Grablege und die Sicherstellung der Fürbitte nach dem Tod (*memoria*) durch die anwesenden Mönche. Im Zuge dessen werden ab dem 7. Jahrhundert vermehrt Klöster gegründet und zusehends Schenkungen an Klöster getätigt (Geld, vor allem aber Güter und Rechte). Der Eigentümer des Klosters kann den Abt bestimmen, der dann die Klostergüter und den Konvent in dessen Interesse verwaltet. Dies macht die Klöster einerseits reich, andererseits lässt es sie zu einem Instrument der weltlichen und geistlichen Machtpolitik werden, was beides der eigentlichen Idee des Klosters widerspricht. Bereits im Frühmittelalter gibt es daher vereinzelte Versuche das Klosterwesen zu reformieren und wieder von der weltlichen Einflussnahme zu lösen indem man zur benediktinischen Wurzel der Armut zurückzukehrt.

Zu den bedeutendsten frühen fränkischen Klostergründungen gehören Luxeuil im Burgund (um 600 durch Kolumban) und Marmoutier im Elsass (um 660). Während von den Konventsgebäuden nur spärliche Reste dokumentiert sind, herrschen als Kirchen nach wie vor einfache Saalbauten mit Apsis oder Rechteckchor vor. Nicht selten werden die Klöster über Resten von römischen Gebäuden errichtet.

Ab der Mitte des 8. Jahrhunderts wird mit den Karolingern die Benediktregel immer wichtiger. Bereits 729 ist das Kloster auf dem Montecassino als bewusste Erneuerung auf päpstliche Initiative hin neu gegründet worden und vor allem unter Karl dem Grossen, der das benediktinische Mönchtum als typisch römisch und damit päpstlich versteht, wird die Regel Benedikts gefördert. Er schickt sogar Mönche nach Montecassino aus, um die benediktinische Lebensweise zu erlernen.

Im frühen 9. Jahrhundert ist daher eine erste benediktinische Klosterreform fassbar, die jedoch hauptsächlich liturgische und institutionelle Anpassungen beinhaltet und in den Beschlüssen der sogenannten Aachener Synoden von 816 und 817 gipfelt.

Mit der Förderung des benediktinischen Mönchtums durch die fränkischen Kaiser des späten 8. und frühen 9. Jahrhunderts als potente Stifter werden vermehrt grössere, mehrschiffige Klosterkirchen erbaut. Die Abteikirche St.-Denis nördlich von Paris wird ab Ende des 8. Jh. als Grablege für fränkische Könige auserkoren und zur dreischiffigen Säulenbasilika umgebaut. In Fulda beginnt man um 790 mit dem Bau einer Säulenbasilika, die ab 802 in direkter Anlehnung an Alt St. Peter in Rom mehrfach erweitert wird. Auch die Klosterkirche St. Gallen wird ab den 830er Jahren neugebaut und der Kirchenkomplex erweitert.

Der St. Galler Klosterplan

Eine der bedeutendsten Quellen für die Klosterarchitektur des frühen Mittelalters ist der sogenannte St. Galler Klosterplan, der nach seinem Aufbewahrungsort in der Stiftsbibliothek St. Gallen benannt ist (Signatur: Cod. Sang. 1092). Es handelt sich dabei um einen auf fünf zusammengenähten Stücken Pergament gezeichneten Grundrissplan einer ganzen Klosteranlage mit insgesamt 52 Gebäuden. Er ist die älteste überlieferte Architekturzeichnung des Abendlandes und entstand wohl nach einer Vorlage im Jahr 819 oder im Zeitraum zwischen 827/830 auf der Insel Reichenau für einen Gotzbert (evtl. Abt Gozbert) vom Kloster St. Gallen. Auf dem 77,5 × 112 cm grossen Plan sind 333 lateinische Beischriften aus der Zeit angebracht, welche die Funktionen der einzelnen Gebäude genau erklären. Dieser Plan wird von der Forschung mittlerweile als benediktinischer Idealplan verstanden, der nach den Beschlüssen der Aachener Synoden 816/817 angefertigt worden ist. Ein spezifisch für den Um- oder Neubau der Abtei St. Gallen in den 830er Jahren angefertigter Plan kann es nicht sein, da das St. Galler Kloster und vor allem die Klosterkirche nach den Erneuerungen des 9. Jh. nicht die auf dem Plan gezeigte Disposition aufwies und die Topografie in St. Gallen darüber hinaus keinen solchen Bau zulässt.

Plan wird als geostete Kirche mit Kreuzgang im Süden gelesen. Im Zentrum der Anlage befindet sich die Klosterkirche (1) als dreischiffige, doppelchörige Basilika mit Querschiff und Krypta im Osten sowie zwei Türmen im Westen. In der Kirche, die über ein Portal im Westen betreten wird, sind insgesamt 15 Altäre bezeichnet, wobei der Hauptaltar Maria und dem Heiligen Gallus, über dessen Grab die Kirche erbaut wurde, geweiht ist. Nördlich des Chors befindet sich im Erdgeschoss die Schreibstube (scriptorium), darüber die Bibliothek (2). Das südliche Gegenstück bildet die Sakristei (3). Südlich an die Klosterkirche schliesst die Klausur, das heisst der Teil des Klosters, der lediglich den Mönchen vorbehalten ist. Der Kreuzgang (4) öffnet sich über Rundbogenarkaden zum Kreuzgarten (5), in dessen Mitte ein Sevenbaum (auch Stinkwacholder) steht. Alle für das Klosterleben wichtigen Räume sind um den Kreuzgang gruppiert. Im Ostflügel befindet sich im Erdgeschoss die Wärmestube (calefactorium, 6), die allem Anschein nach über eine Hypokaustheizung geheizt wird. Im Obergeschoss befindet

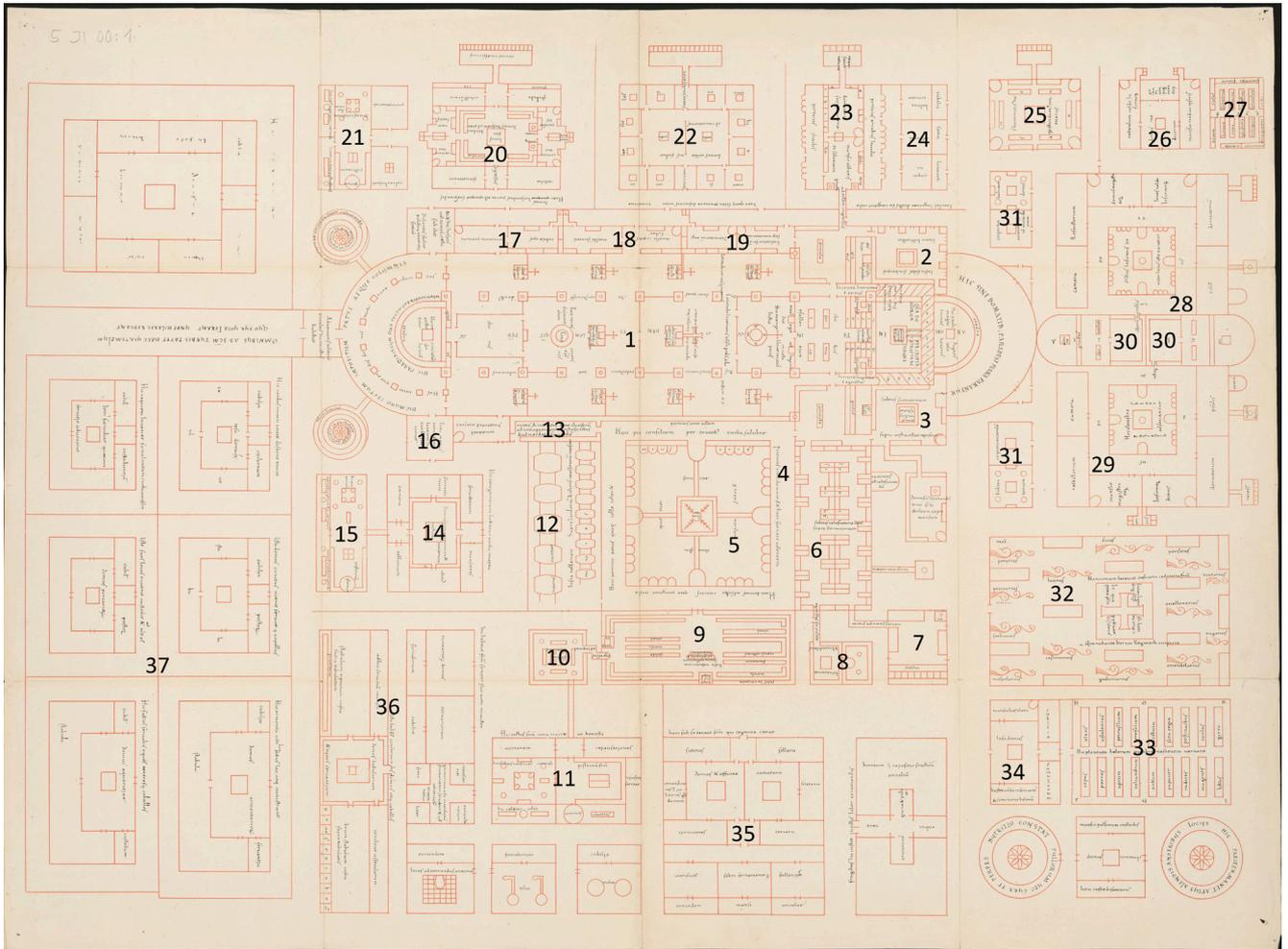
sich der Schlafräum der Mönche (dormitorium). Im Süden dieses Wohntraktes befinden sich über Gänge verbunden die Latrinen (7) und das Badehaus für die Mönche (8). Im Südflügel des Kreuzgangs ist im Erdgeschoss der Speisesaal der Mönche (refektorium) und im Obergeschoss die Kleiderkammer (uestarium oder vestarium) untergebracht (9) und gegen Westen mit der Küche (10) verbunden, von welcher wiederum die südlich gelegene Bäckerei und Brauerei (11) für die Mönche zugänglich ist. Im Westflügel des Kreuzgangs sind über zwei Geschosse Vorratsräume eingerichtet (12), wobei sich im Erdgeschoss der Bier und Weinkeller der Mönche angelegt ist. Zwischen dem Westflügel und der Kirche befindet sich die sogenannte Klosterpforte (13), der einzige direkte Zugang zur Klausur.

Im Südwesten der Kirche befindet sich das Pilger- und Armenhaus (14), das ebenfalls über eine eigene Küche und Brauerei verfügt (15) und von einem Mönch verwaltet wird, der seine Wohnung unmittelbar westlich der Klosterpforte hat (16). Unmittelbar nördlich der Kirche befinden sich verschiedene Wohnungen. Von Osten nach Westen sind dies die Quartiere des Pförtners (17), des Vorstehers der Äusseren Schule (18) und die Wohnung für durchreisende Mönche (19). Nördlich davon sind drei freistehende Gebäude zu finden: im Westen das Gästehaus für vornehme Gäste (20) mit eigener Küche, Bäckerei und Brauerei (21), in der Mitte die Äussere Schule (22), in welcher die dem Kloster zur Obhut übergebenen Jungen (Oblaten) ausgebildet werden. Im Osten schliesslich, mit direktem Zugang zur Kirche, der Abtpalast (23), dessen repräsentative architektonische Gestaltung wie beim Kreuzgang über die in die Planebene geklappten Rundbogenfenster betont ist. Der Abtpalast verfügt über eine eigene Küche, einen eigenen Keller und ein eigenes Badehaus (24).

Im Osten der Kirche befinden sich im Norden Gebäude zur medizinischen Versorgung der Mönche: Das Haus für den Aderlass und die Verabreichung von Abführmitteln (25) und östlich davon das Wohngebäude der Ärzte (26) sowie der Garten für Heilkräuter (27). Der nördliche Teil der axialsymmetrischen Anlage östlich des Chors wird als Hospital (infirmarium) für kranke Mönche genutzt (28), der südliche Teil als Wohnbereich für die angehenden Mönche (Novizen, 29). Beide Gebäude sind um einen eigenen Kreuzgang mit Dormitorien, Refektorien sowie Arbeitsräumen angelegt und verfügen jeweils über eine Kapelle (30) sowie eine Küche und ein Badehaus (31). Südlich daran schliessen der Friedhof der Mönche, der gleichzeitig als Obstgarten genutzt wird (32), der Gemüse- und Kräutergarten (33) und die Wohnung des Gärtners (34) an. L-förmig angelegt im Süden und Westen des Klosters befindet sich der Wirtschaftshof mit Wohnungen der Werkleute (35), deren Werkstätten (36) und Ställe mit den Unterkünften der jeweiligen Hirten (37).

Die auf dem St. Galler Klosterplan dargestellte Disposition einer Klosteranlage, vor allem die Gruppierung der Klausurgebäude um den Kreuzgang, bleibt im Wesentlichen in den folgenden 1000 Jahren unverändert. Was auf dem Plan von St. Gallen jedoch fehlt, sind Hinweise auf die Wasserversorgung. Nicht nur die Abwässer der Badhäuser, Latrinen und Küchen mussten abgeführt werden, sondern auch die Mühlen, Stampfen und anderen Werkstätten waren auf Wasserkraft angewiesen.

Ab der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts sorgen innere Konflikte im fränkischen Reich und die äussere Bedrohung durch einfallende Sarazenen und Normannen für eine Destabilisierung der politischen Macht, mit welcher ein allgemeiner Niedergang der Klosterkultur einhergeht.



Sogenannter St. Galler Klosterplan, Umzeichnung von Ferdinand Keller 1844, ergänzt mit Nummerierungen entsprechend den im Text besprochenen Gebäuden (ZBZ 5 JI 00: 1)

Cluny und cluniazensische Reformbewegungen des 11. Jh.

Bei den Benediktinern handelt es sich streng genommen nicht um einen «Orden», da keine zentrale Verwaltung aktiv ist und die Abteien nur über die Befolgung der teilweise sehr unterschiedlich ausgelegten Benediktsregel mit den jeweiligen consuetudines verbunden sind. Bereits die karolingischen Reformen wollten das benediktinische Mönchtum vereinheitlichen, wobei stets auf Montecassino geschaut wurde. Grosse nachhaltige Wirkung zeigten diese Reformen jedoch nicht.

Mit Cluny und den danach benannten Cluniazensern beginnt eine zentralistische Reformbewegung mit durchschlagendem Erfolg. Das Kloster Cluny, nördlich von Lyon, wird 910 von einem Adligen Burgunder gegründet und von Anfang an dem Papst unterstellt. Das hat zur Folge, dass keine weltlichen Einflüsse auf das Kloster wirken können. Das klösterliche Leben die Verwaltung der Klostergüter und in erster Linie der Abt werden vom Konvent bestimmt. Ziel war es, wieder zum ursprünglichen (letztlich der karolingischen Auslegung des benediktinischen) Mönchtums zurückzukehren. Cluny wird in der Folge zur reformerischen Theorieschmiede, wobei eine hochdifferenzierte Liturgie in den Mittelpunkt des klösterlichen Lebens tritt und vor allem die körperliche Arbeit in den Hintergrund rückt.

931 gestattet der Papst die Aufnahme weiterer Klöster in die Reform, worauf bis um das Jahr 1000 hauptsächlich Abteien im Burgund an Cluny übergeben werden, ab dem 11. Jh. werden Klöster in ganz Europa cluniazensisch reformiert oder Neugründungen an Cluny geschenkt. Ein wichtiger Faktor für die Vielzahl an meist adeligen Schenkungen ist die Erlaubnis, das Totengedächtnis abzuhalten. Alle Klöster werden zentral von Cluny aus verwaltet und die Einhaltung der Regel durch Visitationen und jährliche Generalkapitel gewährleistet. Ähnliche Reformzentren bilden sich in der Zeit nach 1000 auch im deutschen Reich, wobei die beiden Schwarzwälder Klöster St. Blasien und Hirsau für die Schweiz und Süddeutschland die bedeutendsten sind. Die Ziele der Reformbewegungen waren gleich, wie jene von Cluny: die Loslösung der Klöster von der weltlichen Einflussnahme und die Rückbesinnung zur ursprünglichen benediktinischen Lebensweise.

Die cluniazensische Architektur ist durch die differenzierte Liturgie des Ordens geprägt und zeigt sich in erster Linie in der Ausgestaltung der Chorzone mit ihren zahlreichen Nebenkapellen. Wie sich die zentralistische Verwaltung auf das Mutterkloster ausgewirkt hat, lässt sich an der Entwicklung des Grundrisses der Abteikirche Cluny zeigen: Die erste Kirche und die Konventsgebäude waren 910 aus Holz erstellt. 981 wird eine steinerne Kirche eingeweiht (Cluny II). Ihr Grundriss als dreischiffige Basilika mit weit ausladendem Querhaus und dreischiffiger Chorzone ist archäologisch gesichert. Unklar ist, inwiefern die Kirche im Chor mit steinernen Gewölben ausgestattet gewesen ist.

Ab 1088 wird in der Blütezeit des Konvents nördlich dieser Kirche mit dem Bau eines neuen Gotteshauses begonnen (Cluny III). Eine erste Weihe findet 1095 statt, 1125 stürzen die Langhausgewölbe ein, 1130 ist eine zweite Weihe überliefert, die Vorkirche mit der Doppelturmfassade wird erst im 13. Jahrhundert fertiggestellt. Die fünfschiffige Basilika mit zwei Querschiffen und einem Chorumgang mit Kapellenkranz war vollständig eingewölbt und über den Vierungen sowie über den Querhausarmen mit Türmen bewehrt. Nachdem im Zuge der französischen Revolution grosse Teile der Kirche abgebrochen wurden und sich nur Reste der südlichen Querhäuser erhalten haben, müssen wir für die architektonische Gestaltung auf einen gleichzeitig entstandenen, wenn auch wesentlich kleineren Bau ausweichen. Die Abteikirche in Paray-le-Monial, 50 Km westlich von Cluny, wurde etwa gleichzeitig wie Cluny III Ende des 11. Jahrhunderts erbaut und kann in ihrer Anlage als verkleinerte Ausgabe der Mutterkirche gesehen werden. Die dreischiffige Pfeilerbasilika mit markanter Zweiturmfassade und ausladendem Querhaus wird im Osten wie das Vorbild mit einem kapellenbesetzten Chorumgang abgeschlossen. Über der Vierung erhebt sich ein mächtiger achteckiger Turm. Das Mittelschiff ist mit einer Spitztonne gewölbt und über Gurtbögen gegliedert. Die Seitenschiffe sind kreuzgratgewölbt. Der Innenraum wird durch den Pfeilern und den Wänden vorgelagerte Halbsäulen und kannelierte Pilaster mit aufwendigen antikisierenden Kapitellen geprägt.

Die Zisterzienser und die «Baureform»

Als explizite Kritik an der Prachtentfaltung sowie an der Macht der Benediktinerorden und der Cluniazenser im speziellen entsteht um 1100 ein neuer Orden, der sich nun der strengen Auslegung der Benediktsregel, der Armut und der Abgeschiedenheit von der Welt verschreibt. Die Zisterzienser gehen von Abt Robert und Prior Alberich aus, die 1098 ihre Benediktinerabtei in Molesme im Burgund grundlegend reformieren wollen. Nachdem der Konvent die Reform ablehnt, ziehen die beiden in die Einsamkeit nahe Dijons und gründen am Ort namens Cîteaux / Cistercium ein neues

Kloster, dessen Gründung 1100 vom Papst bestätigt wird. Grundlegend für das Leben im Konvent ist die strenge Auslegung der Benediktsregel: Die Mönche sollen in Armut und strenger Askese leben, das gemeinsame Gebet und die persönliche Lektüre soll stärker gewichtet und die Mönche sollen zur körperlichen Arbeit verpflichtet werden. In der cluniazensischen Reform wurde die körperliche Arbeit zu Gunsten des Chorgebets abgewertet. Da den Mönchen der Kontakt zu der Aussenwelt nicht erlaubt ist, können zur Unterstützung Konversen (Laienbrüder) aufgenommen werden, deren Anzahl jene der Mönche nicht selten um ein Mehrfaches übertrifft. Die Laienbrüder übernehmen mehrheitlich die landwirtschaftlichen Arbeiten auf den klostereigenen Gutshöfen, wobei sie einem ähnlichen Tagesablauf folgen wie die Mönche (inkl. Stundegebete) und dieselben Speisen einnehmen. Die Aufnahme von Kindern und Jugendlichen (Oblaten) wird nicht gestattet, auch die Annahme von Schenkungen ist anfangs verboten. Neugründungen sollen in unbewohnten Gebiet (in der Einöde) vorgenommen werden. 1112 tritt ein 22-jähriger Adeliger namens Bernhard in den Orden ein, der den Zisterzienserorden massgeblich mitprägen wird. Ab 1113 werden im Burgund die ersten vier Tochterklöster (Filialen) in La Ferté, Pontigny, Morimond und Clairvaux gegründet, wobei der erwähnte Bernhard (später der Hl. Bernhard von Clairvaux) in letzterer als Abt eingesetzt wird. Cîteaux erhält den Rang des Mutterklosters, die eben genannten ersten vier Gründungen werden zu Primabteien erhoben und erhalten ebenfalls Sonderrechte.

Während die Cluniazenser zentralistisch organisiert waren, liess Cîteaux ihre Gründungen weitgehend selbstbestimmt, jedoch in klar geregelter Abhängigkeit des Klosters, das die Gründung vorgenommen hat. Neugründungen erfolgten in einer ersten Welle vom Mutterkloster oder einer der Primabteien. In einer zweiten Welle konnten die Neugründungen wiederum Filialen gründen. Die einzelnen Klöster waren verpflichtet die Einhaltung der monastischen und liturgischen Regeln in ihren Filiationen über Visitationen sicherzustellen. So entstand eine quasi pyramidale Organisation aus dem Mutterkloster an der Spitze, gefolgt von den vier Primabteien, deren neu gegründeten Tochterklöstern usw. Im jährlichen Generalkapitel aller Äbte in Cîteaux wurde die einheitlichen Befolgung der 1114 geschriebenen Regel *charta caritatis* sichergestellt, Vorschriften erlassen, Streitigkeiten geschlichtet und Beschlüsse verfasst, die anschliessend in allen Klöstern in den Kapiteln vorgelesen wurden. Ab 1152 muss jede Neugründung am Generalkapitel genehmigt werden, was den Erfolg der Organisation zeigt. Bernhard von Clairvaux bestimmt die Geschicke des Ordens von Anfang an entscheidend mit und trägt viel zur raschen Ausbreitung der Zisterzienser bei. Zusammen mit seinem ehemaligen Schüler Papst Eugen III. ruft er 1147 zum zweiten Kreuzzug auf. Zisterziensermönche werden im 12. Jahrhundert oft als Bischöfe und sogar Kardinale eingesetzt und dienen als diplomatische Boten zwischen Kaiser und Papst.

Der Orden der Zisterzienser ist der erste, der sich explizit mit der Architektur des Klosters beschäftigt. Entsprechend der asketischen Lebensweise der Mönche sollen diese meist als Verbote formulierten «Bauvorschriften» Einfachheit ausdrücken. In den jährlichen Generalkapiteln in Cîteaux werden regelmässig Fragen zur baulichen Gestalt und vor allem zur Ausstattung der Kirchen und Konventsbauten behandelt: 1130 und nochmals 1134 muss erinnert werden, dass keine Klöster in Städten, Kastellen oder Dörfern gebaut werden dürfen. Ausserhalb des Klosters dürfen keine Gebäude, ausser für Tiere, errichtet werden. In den Gebäuden dürfen keine Bilder oder Statuen aufgestellt werden, mit Ausnahme bemalter Kreuze aus Holz. Fensterglas darf nur weiss sein. 1159 wird beschlossen, dass vor 1130 eingesetzte farbige Fenster innert Jahresfrist entfernt werden müssen und keine

steinernen Glockentürme gebaut werden dürfen. 1240 wird das Verbot auf hölzerne Türme von «unbescheidener Höhe» erweitert. Weisser Anstrich an Türen und Kirchenportalen ist gestattet. 1182 wird erneut ein Verbot von farbigen Fenstern ausgesprochen. Im 13. Jahrhundert sind Beschlüsse bekannt, wonach farbige Fussböden entfernt werden müssen. Ab 1157 dürfen die Klostergründer in den jeweiligen Kirchen bestattet werden, ab 1180 auch Könige und Königinnen. Äbte sollen hingegen im Kapitelsaal bestattet werden.

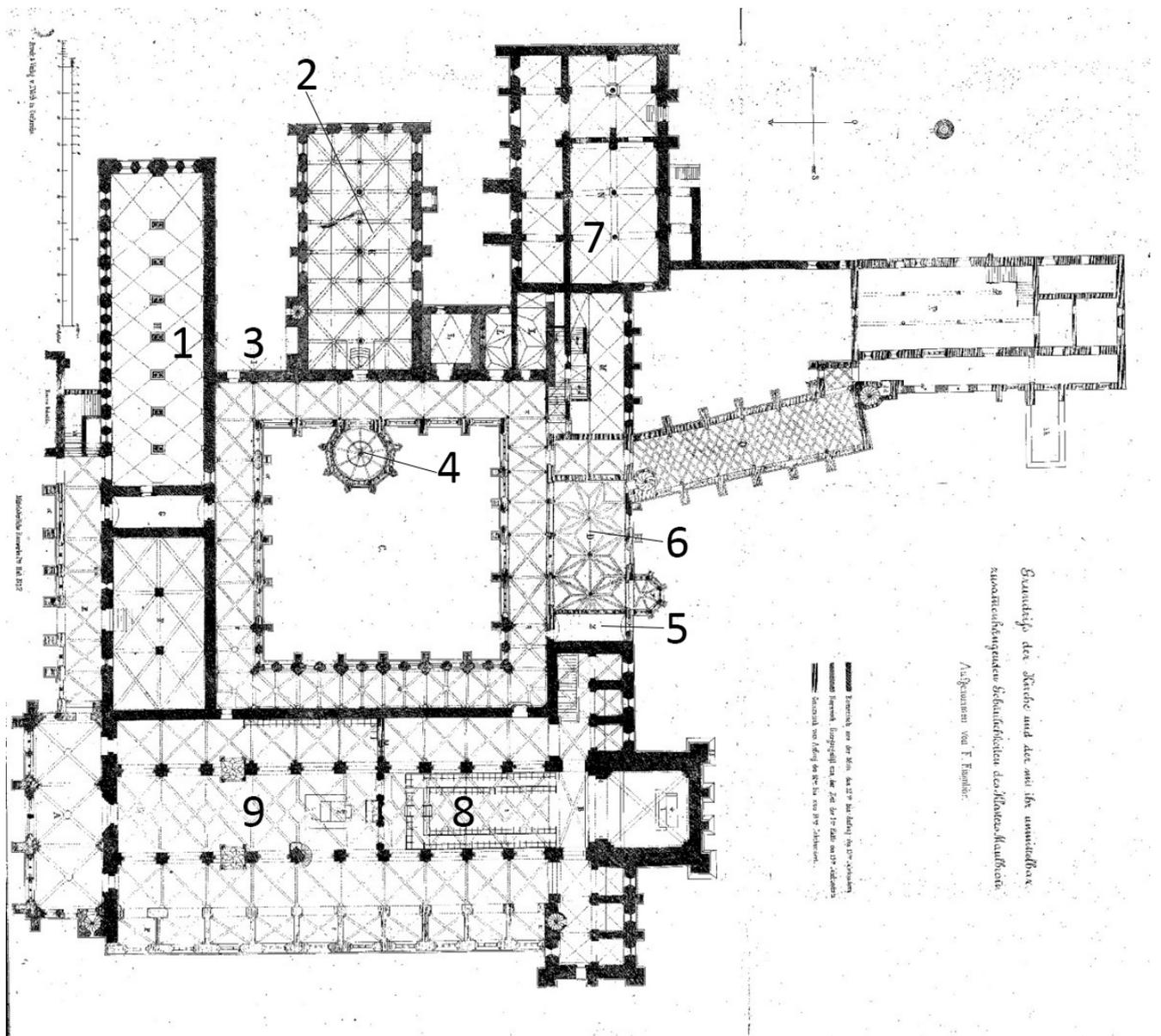
Vor allem in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts findet ein Bauboom an Neu- und Ausbauten zisterziensisch Klöster statt. Die Konvente müssen ihre Bauleute aus den Reihen selber stellen, wobei ein bauverständiger Mönch die Bauleitung übernimmt, während die Werkleute meist Konversen sind. Obwohl die Ordensleute nicht an Bauten ausserhalb von Klöstern mitwirken durften, sind einige Bauten bekannt, wo der (weltliche) Bauherr explizit auf die Bauerfahrung der Zisterzienser zurückgegriffen hat.

Im Gegensatz zu den frühen benediktinischen und cluniazensischen Abteien haben sich mittelalterliche Zisterzienserklöster erhalten, die aufgrund der Bauvorschriften des Ordens bis zu einem gewissen Grad als standardisiert bezeichnet werden können. Neben dem burgundischen Fontenay (1119 von Clairvaux gegründet) ist das ehemalige Kloster Maulbronn östlich von Karlsruhe (ab 1147, mit Klostergebäuden vom ausgehenden 12. bis zum 15. Jahrhundert) nahezu vollständig erhalten.

Das Zisterzienserklaster Maulbronn

1138 gründet ein Ritter Walter in Lomersheim bei Mühlacker ein Kloster, das mit Zisterziensermönchen aus Neuburg im Elsass besiedelt wird. 1147 siedeln die Mönche einige wenige Kilometer nördlich nach Maulbronn über, wo in der Folge ein Kloster inklusive Wirtschaftshof entsteht

Die Zisterzienser, wie auch die Cluniazenser und die nicht oder anderweitig reformierten Benediktinerkonvente, orientieren sich an der traditionellen, bereits seit dem frühen 9. Jahrhundert etablierten und im St. Galler Klosterplan dargestellten Disposition aus Klosterkirche mit an das Langhaus anschliessendem Kreuzgang, um welchen sich wiederum die Konventsgebäude gruppieren. Jedoch sind die Gebäude um den Kreuzgang bei den Zisterzienserklöstern nicht mehr nur den Mönchen vorbehalten. Im Maulbronn befindet sich der um 1210/1220 gebaute Kreuzgang nördlich der Kirche. Für die grundlegende Anlage der Gebäude lässt sich der Grundriss entlang der Mittelachse der Klosterkirche spiegeln, um die Disposition eines typischen Klosters mit Klausur im Süden, wie zum Beispiel in Fontenay, zu erhalten. Entscheidend für die Lage der Klausur ist in erster Linie die vorherrschende Topografie. Im Westflügel der Anlage befindet sich ein zweigeschossiges Gebäude (1), das im Erdgeschoss das Refektorium der Konversen sowie einen grossen Keller und im Obergeschoss das Dormitorium der Konversen birgt. Ein gedeckter Gang führt vom Dormitorium direkt in die Vorhalle der Klosterkirche. Das 1228 erbaute Refektorium der Mönche (2, Herrenrefektorium genannt) befindet sich im Nordflügel. Zwischen den beiden Refektorien war ursprünglich die Küche (3) eingerichtet. Gegenüber dem Herrenrefektorium befindet sich in den Kreuzgarten hineinreichend die Brunnenkapelle (4, in der heutigen Form von 1340/1350), die sowohl zur persönlichen Hygiene der Mönche als auch für rituelle Waschungen genutzt wird. Unmittelbar nördlich der Klosterkirche ist im Erdgeschoss das Armarium (5), ein Büchergestell für die Lektüre im Kreuzgang, eingerichtet. Gegen Norden schliesst daran der Kapitelsaal (6, in der heutigen Form um 1300 entstanden) an, wo Versammlungen abgehalten und Bestrafungen durchgeführt werden. Seit dem St. Galler Klos-



Maulbronn, Baden-Württemberg, ehemaliges Kloster, Grundriss der Klosterkirche und der Konventsgebäude, erhaltener Bestand, ergänzt mit Nummerierungen entsprechend den im Text besprochenen Gebäuden (Eisenlohr 1853).

terplan, wo als Versammlungsort der nördliche Kreuzgangarm bezeichnet ist, wurde dafür ein eigener und in der Ordensführung der Zisterzienser nicht unwichtiger Raum entwickelt. Im Obergeschoss nahezu des gesamten Westtraktes befindet sich das Mönchsdomitorium, ein gemeinschaftlicher Schlafsaal, der über eine Treppe direkt vom nördlichen Querhausarm der Klosterkirche zugänglich ist. In der Nordostecke schliesst an den Kreuzgang ein weiterer grosser Raum an (7), der in der Literatur bisweilen als Mönchssaal angesprochen wird.

Die Klosterkirche ist eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit Querschiff und Rechteckchor. Da den Mönchen der Kontakt mit den Konversen grösstenteils untersagt ist, befindet sich auf etwa halber Höhe des Langhauses eine Schrankenanlage, die den Mönchschor (8) klar von Laienschiff (9) trennt.

Spätmittelalterliche Bettelorden

Die Zeit ab der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ist von einem tiefgreifenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel geprägt. Mit einem Wachstum der Bevölkerung und der Entwicklung von Handel und Verkehr geht eine Welle von Stadtgründungen einher. Bestehende Städte werden ebenfalls grösser und das Geldwesen gewinnt an Bedeutung, was die Herausbildung eines städtischen Bürgertums beschleunigt. Als religiöse Strömung verbreitet sich die stark auf das Subjekt und das persönliche Erlebnis fokussierte mystische Spiritualität. In der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts formt sich unter diesen Voraussetzungen eine grundlegende Neuerung im Mönchtum von Italien und Spanien aus. Franziskus von Assisi und der in Burgos geborene Dominikus rufen zur völligen Armut und Demut vor Gott auf. Von diesen zwei Männern gehen die beiden wichtigsten Bettelorden aus: die Franziskaner (Barfüsser, Minoriten) und die Dominikaner (Prediger). Die beiden Orden unterscheiden sich zwar in Einzelheiten und in ihrer Entwicklung, können jedoch als Überblick zusammen behandelt werden. Weniger bedeutend für die Schweiz waren die Augustiner Eremiten, die Mitte des 13. Jh. aus einem päpstlich angeordneten Zusammenschluss verschiedener eremitisch lebenden Orden und Gemeinschaften hervorgingen und im Wesentlichen wie die Dominikaner organisiert waren.

Dominikaner wurden 1216, die Franziskaner 1223 endgültig vom Papst bestätigt. Gleichzeitig gab es mehrere ähnlich orientierte Bewegungen, die jedoch meistens verboten und ihre Mitglieder als Ketzer oder Häretiker verbrannt wurden. Beide Orden siedeln nicht mehr in der Abgeschlossenheit, sondern in der Stadt, wo sie öffentlich predigen und Seelsorge betreiben. Sie kennen die benediktinische Forderung der *stabilitas loci* (Ortsgebundenheit) nicht mehr. Das Verbot, die Klausur zu verlassen wurde aufgrund der Öffentlichkeitsarbeit der Mönche unwichtig. Auch die körperliche Arbeit spielt eine weniger grosse Rolle. Wie der Name Bettelorden bereits andeutet, leben die sie von Almosen, Spenden und Schenkungen. Später wird auch das Bestattungswesen ein wichtiger Zweig der Bettelorden.

Die Konvente beziehen oft zunächst Privathäuser, bevor ihnen innerhalb der Stadt ein Bauplatz zugewiesen oder geschenkt wird, wo das Kloster gebaut werden kann. Innerhalb des mittelalterlichen Stadtgefüges haben die Bettelordensklöster meist eine typische Lage am Rand, in der Nähe der Umfassungsmauern. In Zürich siedeln die Dominikaner ab 1230 am heutigen Zähringerplatz, wo sich ihre Klosterkirche (Predigerkirche) mit einigen Umbauten bis heute erhalten hat. Die Konventsbauten, im Bereich der heutigen Zentralbibliothek, wurden Anfang des 20. Jahrhunderts abgebrochen. Die Franziskaner lassen sich ab 1340 nahe des Neumarktes nieder, wo sich Teile der Klausur im Komplex des Obergerichts erhalten haben. Bereits 1270 hatten sich die Augustiner auf der anderen Seite der Limmat am heutigen Münzplatz niedergelassen. Ihre Klosterkirche, die im Wesentlichen ihre spätmittelalterliche Gestalt behalten hat, wird heute von der Christkatholischen Kirche Zürich benutzt.

Sowohl die Franziskaner als auch die Dominikaner erliessen Bauvorschriften, meist in Form von Verboten. Die Franziskaner verboten das Wölben des Langhauses, einzig der Chor steinern eingewölbt sein. Zudem wurden Türme und Glasfenster verboten. Zur Aufhängung der Glocke durfte man höchstens einen Dachreiter bauen und einzig das Fenster im Chorscheitel durfte mit Glasmalereien ausgestattet sein. Die Dominikaner forderten allgemein einfache schmucklose Bauten und legten die maximale Höhe der Mauern fest. Auch hier wurden Gewölbe, ausser im Chor verboten.

Aus diesen Bauverboten und der gegenseitigen Beeinflussung der Bettelorden entwickelt sich ein fast kanonischer und bezeichnender Typus der

Bettelordenskirche. Meist als dreischiffige Pfeilerbasilika, seltener als Hallenkirche, ist sie relativ schmucklos gestaltet und verfügt über ein langes, eingezogenes und erhöhtes Chorhaus mit polygonalem Abschluss. Dieser Aussenlangchor ist das Leitmotiv für Bettelordenskirchen und soll allen Mönchen des Konvents für den Gottesdienst und die Chorgebete Platz bieten, während sich im Langhaus die Stadtbevölkerung einfindet. Trotz der Aufhebung der Klausur müssen die Mönche getrennt von den Laien den Gottesdienst besuchen. Um eine totale Abschottung der Mönche zu gewährleisten, wird der bisweilen bereits in der Architektur der Zisterzienser vorkommende Lettner, eine massive Mauerschranke mit Kapellennischen und Rednerbühne, von wo aus die Predigt an das Laienvolk gehalten wird, institutionalisiert. Im Zuge der Umnutzungen der Bettelordenskirchen zu Pfarrkirchen und in Folge von Änderungen der Liturgie wurden diese Lettner oft abgebrochen. In der Französischen Kirche in Bern, der ehemaligen Klosterkirche der Dominikaner, hat sich ein Lettner aus dem späten 14. Jahrhundert erhalten. Bezüglich der Konventsgebäude hielten sich auch die Bettelorden an die traditionelle Disposition der typischen Räume (Refektorium, Dormitorium, Kapitelsaal, usw.) um einen Kreuzgang.

QUELLEN UND LITERATUR

ST. GALLER KLOSTERPLAN:

Stiftsbibliothek St. Gallen Sign.: Cod. Sang. 1092. Digitalisat auf der Plattform e-codices.ch: <http://dx.doi.org/10.5076/e-codices-csg-1092> [19.11.2018].

MURERPLAN 1588:

Murer, Christoph Fischart, Johann: Contrafactur der Statt Zürich Anno 1588. [Strassburg] : [Jobin], [1588]. Zentralbibliothek Zürich, Zürich 1a, mit Zürichberg I, 14. Digitalisat auf der Plattform e-rara.ch: <http://doi.org/10.3931/e-rara-52160> [21.11.2018].

BAURISS DES KLOSTERS ST. GALLEN VOM JAHR 820, FACSIMILE [I. E. ALS VERKLEINERTE UMZEICHNUNG]

Herausgegeben und erläutert von Ferdinand Keller. ZBZ 5 JI 00: 1. Digitalisat auf der Plattform e-rara.ch: <http://doi.org/10.3931/e-rara-34945> [22.11.2018].

EISENLOHR 1853:

Eisenlohr, Friedrich (Hg.): Mittelalterliche Bauwerke im südwestlichen Deutschland und am Rhein. Band 1: Zisterzienser-Kloster Maulbronn, Karlsruhe: J. Veith, 1853.

REINLE 1953:

Reinle, Adolf: Die Kunstdenkmäler des Kantons Luzern, Bd. II. Die Stadt Luzern, Teil I. Basel: Birkhäuser, 1953.

DEHIO 1991:

Drexler-Herold, Jolanda / Hubel, Achim / Debold-Kritter, Astrid / Dehio, Georg: Regensburg Und Die Oberpfalz. Handbuch Der Deutschen Kunstdenkmäler, Bayern Bd. V. München: Deutscher Kunstverlag, 1991.

BINDING / UNTERMANN 2001:

Binding, Günther / Untermann, Matthias: Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst. 3. Auflage. Darmstadt: wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2001.

MOREROD 2003:

Morerod, Jean-Daniel: Cluniazenser, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 18.12.2003, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7153.php> [19.11.2018].

ETTLIN 2008:

Ettlin, Leo: Benediktiner, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 02.10.2008 URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11707.php> [19.11.2018].

PFÄFF 2010:

Pfaff, Carl: Mönchtum, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 30.06.2010, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11704.php> [16.11.2018].

KAISER 2011:

Kaiser, Reinhold: Frankenreich, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 12.05.2011, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8249.php> [16.11.2018].

TREMP 2015:

Tremp, Ernst: Zisterzienser, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 19.05.2015, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11712.php> [20.11.2018].